Eva Fleischer

Ins Gespräch kommen zum Thema Geschlecht

Plädoyer für eine theoriebasierte geschlechterreflektierte Bildungsarbeit

In Zeiten von Kampagnen, die sich gegen den Begriff »Gender« wenden, oft als Kampf gegen den »Genderismus"[1] tituliert, erscheint es gerade in der Erwachsenenbildung notwendig, sich fundiert mit Theorieansätzen der Geschlechterforschung auseinanderzusetzen. Es geht um weit mehr als nur um einen Kampf um Wörter. »Gender« ist ja nicht nur ein analytischer Begriff, sondern steht auch in Verbindung mit einer Reihe von geschlechterpolitischen Maßnahmen wie Quotenregelungen oder geschlechtergerechte Sprache.

In Gender-Trainings, aber auch in anderen Veranstaltungen, in denen Themen der Geschlechterverhältnisse angesprochen werden, wird von den Teilnehmer/-innen und Leiter/-innen von ihrem jeweiligen theoretischen Hintergrund her argumentiert, wobei dies nicht immer bewusst geschieht. Wenn nun diese Positionen explizit besprochen werden, geht es nicht darum, den einen richtigen Standpunkt zu vermitteln. Vielmehr sollte das Ziel sein, dass die Teilnehmer/-innen die Vorzüge und Beschränkungen jeder Theorie kennen lernen und ihre Position reflektieren können. In dem Beitrag wird ein Überblick über die wichtigsten Ansätze gegeben.

Ausgehend von einer grundsätzlichen Klärung der Begriffe »Sex« und »Gender« erläutere ich wichtige Etappen der feministischen Theorieentwicklung, hier jeweils in eine alltagssprachliche Aussage übersetzt. Dabei eines vorweg: Die eine feministische Theorie gibt es nicht, feministische Theoriebildung zeichnet sich durch Vielstimmigkeit und Kontroverse aus.

Gleichheit: Frauen und Männer sind in ihren Eigenschaften, Fähigkeiten und Fertigkeiten gleich und haben die gleichen Rechte.

Prof. Dr. Eva Fleischer ist Professorin am Studiengang für Soziale Arbeit am Management Center Innsbruck und als Trainerin in der Erwachsenenbildung mit den Schwerpunkten Anti-Diskriminierung und Social Justice tätig.

Differenz: Frauen und Männer sind von Natur aus und grundsätzlich verschieden und haben daher unterschiedliche Kompetenzen und Bedürfnisse, die eine unterschiedliche Behandlung erfordern.

Intersektionalität: »Die« Frauen oder »die« Männer gibt es nicht, dafür sind Unterschiede wie Hautfarbe, Nationalität, Behinderung oder sexuelle Orientierung zu wesentlich.

Dekonstruktion: Geschlecht ist nicht etwas, das wir haben, sondern etwas, das historisch entstanden ist und im Alltag immer wieder hergestellt wird. Dazu gehört auch die Vorstellung, dass es zwei Geschlechter gibt.[2]

Sex/Gender

Im 18. Jahrhundert wurde die Ableitung psychischer Merkmale aus körperlicher Gegebenheit zur Wissenschaft. Damals wurden die Geschlechtscharaktere als Beschreibungen des Ist-Zustandes, aber auch als Soll-Forderungen an Frauen und Männer definiert. Frauen galten als passiv und emotional, Männer als aktiv und rational. Darüber hinaus wurden diese Charakterzuschreibungen auch mit Tätigkeitsfeldern verknüpft. Frauen galten etwa für das häusliche Leben deshalb besser geeignet, weil auch ihre Geschlechtsorgane im Inneren des Körpers liegen.[3] Das Modell hinter diesen Zuweisungen war eines der Polaritäten – Mann und Frau ergänzen sich – und eines der Hierarchie – der Mann gilt als Norm, als Ideal, die Frau als »die Andere«, als Abweichung, die weniger wertgeschätzte Eigenschaften hat bzw. Tätigkeiten übernimmt.

Die zweite Frauenbewegung in den USA bzw. Großbritannien führte die Unterscheidung zwischen »sex« und »gender« ein, die im Deutschen mit »natürlichem« bzw. »sozialem« Geschlecht übersetzt wurde, um diesem Modell entgegenzutreten. Sex galt als das Unveränderliche, das die anatomischen, hormonellen und physiologischen Geschlechtsunterschiede umfasste, Gender demgegenüber war der veränderliche, durch kulturelle und soziale Einflüsse geformte Teil des Frau- bzw. Mann-Seins.

Weiterhin diskutiert wurde, ob es eine »natürliche« soziale Ungleichheit zwischen den Geschlechtern gibt und falls ja, wie diese aussieht bzw. wie diese zu bewerten ist. Zunächst geht es um die Frage, ob es eine Differenz – etwa, dass Frauen stärker an anderen Personen orientiert sind – überhaupt gibt. In der Folge stellt sich die Frage, wie damit umgegangen wird. Hier gibt es eine ganze Spannbreite von Positionen, die ich kurz skizzieren werde.

Erwachsenenbildung, 65: 56–59 (2019), ISSN: 0341-7905 (print), 2365-4953 (online). © Vandenhoeck & Ruprecht GmbH & Co. KG, Göttingen 2019

Differenz und/oder Gleichheit?

Der Differenzfeminismus (auch gynozentrischer Feminismus oder Denken der Geschlechterdifferenz) geht davon aus, dass Männer und Frauen grundsätzlich verschieden sind, wobei die Verschiedenartigkeit nicht nur biologische Unterschiede betrifft, sondern auch soziales Verhalten, Fähigkeiten und Eigenschaften. Je nach Ausrichtung werden diese Unterschiede biologisch begründet, etwa von der Gebärfähigkeit hergeleitet oder sozial, dass etwa durch die unterschiedliche Sozialisation und die unterschiedlichen Lebensbedingungen Männer und Frauen verschiedene Denk- und Handlungsmuster entwickeln. Eine Sichtweise wäre, dass dies ein Defizit ist, dass z. B. über kompensatorische Förderung hin zu mehr Rationalität auszugleichen wäre, eine andere wäre, dass gerade diese Haltung der Fürsorge für andere Frauen besonders auszeichnet, eine besondere Kompetenz ist, die Frauen zu »besseren« Menschen macht. Je nachdem, wie diese Fragen beantwortet werden, ergeben sich auch unterschiedliche politische Strategien.

Das Ziel des Differenzansatzes liegt im Abbau der gesellschaftlichen Verhältnisse, die Frauen abwerten und benachteiligen. Dies soll geschehen, ohne dass sich Frauen an männliche Normen angleichen müssen, z. B. durch Regelungen, die die spezifischen Lebenszusammenhänge von Frauen berücksichtigen, wie die Anrechnung von Erziehungszeiten für die Rente. Das Dilemma des Differenzansatzes liegt darin, dass durch die Suche nach den Unterschieden zwischen Männern und Frauen und der Betonung der besonderen Fähigkeiten von Frauen die Gefahr besteht, traditionelle Stereotype weiterzuführen. Differenz ohne Gleichheit bedeutet unter gegenwärtigen Bedingungen, dass Frauen weiterhin gesellschaftlich und kulturell abgewertet bleiben und ihre Kompetenzen bzw. Arbeitsleistungen ökonomisch ohne Gegenleistung bleiben.

Die Vertreterinnen des Gleichheitsfeminismus postulieren, dass es keine natürlichen Unterschiede im Verhalten zwischen den Geschlechtern gibt bzw. diese Unterschiede keine gesellschaftliche Relevanz haben sollen. Es gibt zwar empirisch nachweisbare Unterschiede, aber diese lassen sich zur Gänze »durch geschlechtsspezifische Sozialisation, unterschiedliche Lebensweisen und gesellschaftliche Strukturbedingungen erklären«[4]. Ausgehend von dieser grundsätzlichen Gleichheit der Geschlechter wird männliche Herrschaft kritisiert, die zu einer ungleichen Verteilung der Ressourcen führt. Die Utopie hinter dieser Sichtweise ist eine Gesellschaft, wo es keine natürlichen Ungleichheiten gibt bzw. diese für den gesellschaftlichen Status keine Rolle spielen, wo etwa das Geschlecht ähnlich behandelt wird wie die Ohrenform. Ausgehend von dieser Utopie wird Gleichberechtigung, gleicher Zugang zu allen gesellschaftlichen (Macht) positionen gefordert, ohne allerdings die geltenden Maßstäbe in Frage zu stellen. In der Praxis heißt das, dass Frauen der Aufstieg in Führungspositionen ermöglicht werden soll, zu den Arbeitsbedingungen, die dort eben vorzufinden sind. Das Dilemma dieser Position entsteht dadurch, dass die Gleichbehandlung von Ungleichheiten weitere Ungleichheit produziert, weil spezifische Lebenszusammenhänge ignoriert werden. Gleichheit ohne Differenz führt zu Anpassung und Verlust der eigenen Identität bzw. zur Ausgrenzung der nicht-passenden Anteile bzw. Personen.

Differenzen unter Frauen – Intersektionalität

War bis Ende der 1980er-Jahre die Frage Gleichheit bzw. Differenz zwischen den Geschlechtern zentral, wobei Männer und Frauen jeweils als homogene Gruppen gedacht wurden, so änderte

Frauen-Bilder: Rosalin Franklin (1920–1958). Die Molekularbiologin ist die eigentliche Entdeckerin der DNA. Ihre Arbeit wurde aber von einem anderen Forscherteam ohne ihr Wissen übernommen, das dann dafür den Nobelpreis erhielt. Sie starb früh an Krebs. Jetzt soll der nächste Mars-Rover nach ihr benannt werden.
Zeichnung: Marti Faber

sich mit Beginn der 90er-Jahre die Blickrichtung hin zu den Differenzen unter Frauen. Ausgangspunkt waren Erfahrungen von schwarzen Frauen oder Frauen mit Behinderungen, die fanden, dass die Forderungen der Frauenbewegungen, die sich an der Lebenssituation von weißen Mittelschichtsfrauen orientierten, ihrer Lebensrealität nicht entsprachen. Kimberlé Crenshaw führte 1989 die Metapher der »intersection« (angelehnt an das Bild einer Straßenkreuzung) ein. Gemeint ist damit, dass sich die individuelle Stellung in der gesellschaftlichen Hierarchie aus der Kreuzung mehrerer Differenzlinien bestimmt. Lebenssituationen von Menschen können also nicht durch eine Differenz allein, wie z. B. Geschlecht oder Religion erklärt werden, weitere Differenzen wie Klasse, Hautfarbe, Herkunft, sexuelle Orientierung, physische und psychische Handicaps, Alter, Religion / Kultur, Aufenthaltsstatus können eine Rolle spielen.[5] Dabei kann ich aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Gruppe privilegiert sein, auf Grund der Zugehörigkeit zu einer anderen diskriminiert, z. B. eine Akademikerin mit ungesichertem Aufenthalt. Die Betonung der Differenzen unter Frauen zieht auch eine differenzierte Sicht auf Männer als heterogene Gruppe nach sich.

Von der Differenz zur Dekonstruktion

Die Diskussion um die Differenzen unter Frauen brachte Verunsicherung, insbesondere bei den politischen Akteurinnen. Das Subjekt der Frauenbewegung, »Frauen« als Gruppe, hatte seine Legitimation verloren. Wie kann von gemeinsamen Interessen, Erfahrungen von Frauen gesprochen werden, wenn ihre soziale Lage doch so unterschiedlich ist? Was verbindet Frauen über Hautfarbe, Schicht, ethnische Herkunft usw. hinweg? An dieser Stelle kam es zu einem erneuten Blick auf das bisher scheinbar Feststehende: die Trennung zwischen Sex und Gender. Sex als das scheinbar Unabänderliche geriet in das Blickfeld der Kritik, es stellte sich die Frage: wie weit ist der Körper selbst konstruiert, historisch veränderbar?
Die feministische Kritik hatte sich bis zu diesem Zeitpunkt sehr stark auf Fragen des Geschlechterverhältnisses zwischen Männern und Frauen konzentriert: Wie sind Macht, Ressourcen, symbolisch-kulturelle Anerkennung zwischen Männern und Frauen verteilt? Die Voraussetzung dieser Kritik ist die Annahme, dass zwei Geschlechter biologisch gegeben sind. Aus dieser Annahme werden alle weiteren Phänomene abgeleitet. Der neue Fokus war nun, die körperliche Zweigeschlechtlichkeit an sich in Frage zu stellen. Wesentliche Impulse für diese Diskussion kamen aus den USA, insbesondere aus der Queer-Theorie[6] sowie aus Studien zur Transgenderpersonen.

Die Dekonstruktion der Zweigeschlechtlichkeit

Wenn ein Kind geboren wird, ist die erste Frage nach dem Geschlecht. Dabei wird angenommen, dass das Kind entweder ein Mädchen oder ein Junge ist, dass dies anhand der Genitalien eindeutig feststellbar ist, und dass das Kind dieses Geschlecht sein Leben lang beibehalten wird. Diese Alltagsannahme, dass »Zweigeschlechtlichkeit« ein »als natürlicher, biologisch eindeutig bestimmbarer Tatbestand«[7] sei, wurde aus der Kulturanthropologie und der Soziologie als Konstrukt kritisiert.[8] So gibt es Kulturen, die nicht nach diesem strikten binären Muster aufgebaut sind, wo auch die Zuordnung zu einem Geschlecht nicht überwiegend an körperlichen Merkmalen festgemacht wird. In manchen Kulturen werden etwa »unfruchtbare« Frauen zu »Männern«, die dann andere Frauen heiraten und auf diese Weise Kinder haben oder auch Kulturen, in denen schon seit langem von mehr als zwei Geschlechtern ausgegangen wird, etwa in Indien mit den Hijras.[9] Auch in der Biologie selbst ist das Verhältnis zwischen männlichem und weiblichem Geschlecht eher als ein »Kontinuum« gesehen, denn »zwei entgegengesetzte, einander ausschließende Kategorien«[10]. Geschlecht wird

Hildegard Lea Burjan (1883–1933). Sie war als christlich-soziale Abgeordnete Mitglied in der Konstituierenden Nationalversammlung Österreichs und kämpfte für soziale Belange und die Rechte der Frauen. Sie gründete die Schwesterngemeinschaft Caritas Socialis. Am 29. Januar 2012 wurde sie selig gesprochen. Zeichnung: Marti Faber

innerhalb der Biologie auf mehreren Ebenen repräsentiert, etwa Chromosomen (genetisch), Gonaden (Keimdrüsen), über den Körperbau, die genitale Ausstattung sowie sekundäre Geschlechtsmerkmale, über die Hormone, über reproduktives und sexuelles Verhalten sowie gehirnanatomisch und -physiologisch.[11] Wobei es eine Reihe von Kombinationen gibt, die eine eindeutige Zuordnung unmöglich machen, z. B. können Menschen mit Penis und Vagina zugleich geboren werden. Transgenderpersonen, die zwar auf der körperlichen Ebene von Chromosomen, Gonaden und Hormonen zunächst als männlich bzw. weiblich identifiziert werden, sich aber diesem Geschlecht nicht zugehörig fühlen und sich durch medizinische Maßnahmen dem gewünschten Geschlecht anpassen, stellen auch die Unveränderbarkeit der Einordnung in Frage. Dem wird mittlerweile auch in den Geburtenregistern durch die Einführung weiterer Kategorien wie »ohne Angabe« oder »divers« neben weiblich und männlich Rechnung getragen.[12]
Unter dem Blickwinkel der Dekonstruktion ist nun nicht mehr die Frage: »Wer ist wie?« im Vordergrund, sondern die Frage: »Wie werden Geschlechter im Alltag hergestellt?« Ziel ist dabei, die impliziten Normen des Alltagslebens über genaue Dokumentation und Interpretation der Diskurse und Symbole sowie der scheinbar banalen Handlungen, Gesten und Mitteilungen herauszufiltern. Diese alltäglichen Routinen werden mit dem Begriff des »Doing Gender« beschrieben, der das aktive Herstellen des Geschlechts betont, z. B. über Kleidung oder Gestik/Mimik. Das Ziel der Dekonstruktion ist die grundsätzliche Kritik an der Struktur der Zweigeschlechtlichkeit, die Befreiung von allen Zuschreibungen aufgrund des Geschlechts und gleichwertige Anerkennung unterschiedlicher Lebensweisen und geschlechtlicher Identitäten. Daraus ergibt sich das Dilemma, dass allgemeine Aussagen über Frauen bzw. Männer nicht mehr möglich sind, das Subjekt der Frauenpolitik quasi verloren geht.

Fazit

Dieser kurze Überblick über einen Ausschnitt[13] an geschlechtertheoretischen Ansätzen zeigt die Vielfalt an Positionen auf, die zu dem Thema eingenommen werden können. Gleichzeitig wurde deutlich, dass jede Position ihre Stärken und Schwächen hat. Es braucht das Zusammenwirken aller Zugänge auf dem Weg zu einer geschlechtergerechten Gesellschaft.
Insofern geht es bei der Beschäftigung mit den Theorien der feministischen Forschung in der Erwachsenenbildung nicht darum, den einen richtigen Standpunkt zu vermitteln, sondern eher zu reflektieren, welche Ansätze wofür geeignet sind und wie sie sich gegenseitig korrigieren und ergänzen können. Geschlechterreflektierte Erwachsenenbildung heißt deshalb, die Teilnehmenden mit den Grundzügen geschlechtertheoretischer Ansätze vertraut zu machen, um faktenbasiert diskutieren zu können. Zentral ist die Frage, was die Teilnehmenden unter »Geschlecht« verstehen und was im wissenschaftlichen Diskurs darunter verstanden wird. Dies ermöglicht einen Brückenschlag zwischen Alltagsverständnis und wissenschaftlicher Analyse. Über die die jeweiligen konkreten Themen des Seminars können oft konkrete Anknüpfungspunkte gefunden werden, z. B. bieten die Paradigmen Gleichheit – Differenz – Dekonstruktion ein brauchbares Analyseraster für die Positionen der Interessensgruppen zur Familienpolitik oder zur Vereinbarkeitsdebatte. Ergänzt sollte ein Input durch einen persönlichen Austausch, z. B. durch die Methode der »Diskursaufstellung«[14]. Wenn die unterschiedlichen Positionen in angstfreier Atmosphäre sichtbar werden können, werden die Gemeinsamkeiten und Unterschiede in der Gruppe leichter besprechbar. Und ein unaufgeregtes Ins-Gespräch-Kommen von Menschen mit unterschiedlichen Positionen zum Thema Gender wäre ein Gewinn für alle.

Anmerkungen

1 Nähere Ausführungen zu den unterschiedlichen Gruppierungen, die diese Kritik äußern und den vorgebrachten Argumenten finden sich bei Frey et al. 2014.
2 Vgl. Abdul-Hussein 2012.
3 Möbius zit. n. Hausen 2001, S. 172.
4 Wesely 2000, S. 20.
5 Vgl. Walgenbach 2017, S. 53ff.
6 Degele 2008.
7 Wetterer 2010, S. 126.
8 Knapp 2000, S. 68ff.
9 Hijras sind Personen, die als physiologische Männer oder Intersexuelle geboren wurden und sich selbst als drittes Geschlecht, Transgender, transsexuelle Frauen oder weibliche Männer verstehen.
10 Lorber et al. zit. nach Knapp 2000, S. 69.
11 Vgl. Maurer 2002, S. 73.
12 https://www.bundestag.de/dokumente/textarchiv/2018/kw41-de-geburtenregister-570762.
13 Einen umfassenden Überblick bietet Abdul-Hussein 2012.
14 Abdul-Hussain 2012, S. 170ff. Bei dieser Methode positionieren sich die Teilnehmenden entsprechend ihrer Sympathie für die jeweiligen Ansätze im Raum.

Literatur

Abdul-Hussain, S. (2012): Genderkompetenz in Supervision und Coaching. Wiesbaden.
Beauvoir, S. de (1986): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reinbek.
Frey, R.; Gärtner, M.; Köhnen, M.; Scheele, M.(Hg.) (2014): Gender, Wissenschaftlichkeit und Ideologie. Argumente im Streit um Geschlechterverhältnisse. Heinrich-Böll-Stiftung. 2., aktualisierte Aufl., Berlin.
Degele, N. (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung. Paderborn.
Hausen, K. (2001): Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Hark, S.: Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. Opladen, S. 162–185.
Knapp, G. (2000): Achsen der Differenz – Strukturen der Ungleichheit. In: Becker-Schmidt, R.; Knapp, G.-A.: Feministische Theorien zur Einführung. Hamburg, S. 103–123.
Maurer, M. (2002): Sexualdimorphismus, Geschlechtskonstruktion und Hirnforschung. In: Pasero, U.; Gottburgsen, A. (Hg.): Wie natürlich ist Geschlecht? Gender und die Konstruktion von Natur und Technik. Wiesbaden, S. 65–108.
Walgenbach, K. (2017): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. 2., durchges. Aufl., Opladen, Toronto.
Wesely, S. (2000): Einführung in Gender Studies. In: Wesely, S. (Hg.): Gender Studies in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Einführung und neuere Erkenntnisse aus Forschung und Praxis. Bielefeld, S. 14–97.
Wetterer, A. (2010): Konstruktion von Geschlecht. Reproduktionsweisen von Zweigeschlechtlichkeit. In: Becker, R.; Kortendiek, B.; Budrich, B. (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erw. und durchges. Aufl. Wiesbaden, S. 126–136.